

KARL MAY



**RITTER
UND REBELLEN**

KARL MAY'S
GESAMMELTE WERKE
BAND 69

RITTER
UND REBELLEN

HISTORISCHE ERZÄHLUNGEN
VON
KARL MAY

Herausgegeben von Roland Schmid
© 1960 Karl-May-Verlag
ISBN 978-3-7802-1569-7

KARL-MAY-VERLAG
BAMBERG • RADEBEUL

Inhalt

Vorwort

Suteminn, der Einsame

Nach dem Fall von Friesack

Lockere Gesellen

Heimliche Wege

Enthüllungen

In der Wendenburg

Eine fürstliche Geisel

Die Dukaten des Burggrafen

Der Einspännig der See

Der Falkenmeister

Das Mädchen vom Güntersberg

Ein Falkenhandel und ein Waffengang

Auf der Jagd

Vom Regen in die Traufe

Die Brautwerbung

Wildwasser

Ein Leu im Käfig

Der fahrende Schüler

Auf der Burg des Bischofs

Die Erzählungen spielen zu Beginn des 15. Jahrhunderts.

Vorwort

Am Beginn von Karl Mays literarischem Schaffen standen vorwiegend kürzere Erzählungen, Novellen und Humoresken, auch Gedichte und zahlreiche Sachtexte. Den ersten umfangreicheren Roman bildete das vorliegende, 1876/77 entstandene Werk, das lange verschollen war und erst Jahre nach Karl Mays Tod in einer alten Zeitschrift aufgefunden wurde.

In seiner Selbstbiografie *Mein Leben und Streben*^[1] erzählt May, wie er im Frühjahr 1875 Redakteur beim Verlag H. G. Münchmeyer wurde. Anfang März zog er nach Dresden und betreute dort das Wochenblatt *Der Beobachter an der Elbe*, in dem er auch zwei eigene Erzählungen veröffentlichen konnte, das dann aber mit dem gerade laufenden zweiten Jahrgang eingestellt wurde. Dafür gründete May im Herbst 1875 zwei neue Zeitschriften: *Schacht und Hütte* und *Deutsches Familienblatt*.^[2] In diesem zweiten, nach dem Vorbild der berühmten *Gartenlaube* konzipierten Wochenblatt brachte er unter dem Reihentitel *Aus der Mappe eines Vielgereisten* seine ersten beiden Indianergeschichten^[3], ferner als durch den ganzen Jahrgang laufenden Hauptroman *Fürst und Junker* von Friedrich Axmann, eine historische Erzählung aus der Geschichte Brandenburgs.

Dass gerade ein solches Thema gewählt wurde, hatte seinen Grund. Nach der Reichsgründung (1871) war man von offizieller Seite bestrebt, auch außerhalb Preußens die Verehrung für das neue Kaiserhaus, die Hohenzollern, zu fördern. Zahlreiche Romane und Erzählungen hatten Episoden aus der Geschichte der Dynastie zum Thema.

Der Verlag H. G. Münchmeyer mit seinem neuen Redakteur Karl May, stets auf der Suche nach aktuellen

Stoffen, beauftragte den in Wien lebenden Schriftsteller Friedrich Axmann (1843-1876), einen Hohenzollern-Roman zu schreiben. Von Axmann waren bereits im zweiten Jahrgang des *Beobachters* fünf Erzählungen aus dem österreichisch-ungarischen Milieu erschienen. In *Schacht und Hütte* veröffentlichte May die beiden Axmann-Romane *Geheime Gewalten* und *Ein moderner Abenteurer* und im *Familienblatt* parallel dazu *Fürst und Junker*. Als Hauptquelle für den geschichtlichen Hintergrund diente das Werk von Karl Friedrich Klöden, *Die Mark Brandenburg unter Karl IV. bis zu ihrem ersten hohenzollerschen Regenten oder Die Quitzows und ihre Zeit*. Diese vierbändige, erstmals 1837 in Berlin erschienene Mischung aus historischem Sachbuch und Roman war für Axmann die maßgebende Grundlage. Wo keine Dokumente zur Verfügung standen, versuchte Klöden, ein renommierter Historiker und Geograf, durch eigene Fantasie das Gesamtbild abzurunden, und Axmann übernahm ganze Textpassagen wörtlich.

Kurz vor dem Ende des Romans verwies eine Fußnote auf die Fortsetzung, welche Axmann unter dem Titel *Dietrichs von Quitzow letzte Fahrten* für die neue Münchmeyer-Zeitschrift *Feierstunden am häuslichen Herde* geplant habe, die *Schacht und Hütte* ablösen sollte. Während der zweite Jahrgang des *Deutschen Familienblatts* bereits in Heft 1 mit einem neuen Hohenzollern-Roman aus der Feder Axmanns, nämlich *Das Testament des großen Kurfürsten*, begann, sollte der Quitzow-Roman in den *Feierstunden* mit Heft 20 einsetzen. Doch es kam ganz anders. Friedrich Axmann verstarb (im November oder Dezember 1876), war vermutlich vorher bereits krank und am Schreiben gehindert, sodass die Redaktion mit einer Fortsetzung des Quitzow-Romans nicht mehr rechnen konnte. Karl May, als Redakteur mit dem Thema bestens vertraut, sprang in die Bresche, und ab Heft 10 der *Feierstunden*, also etwa ab Mitte November 1876, erschien

Der beiden Quitzows letzte Fahrten. Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern.

Auch May stützte sich bei den historischen Fakten stark auf Klödens Darstellung, ging mit dieser Quelle aber anders um als Axmann. Die Verbindung zu *Fürst und Junker* ist nur lose. Karl May übernahm einige Hauptpersonen, verstand es jedoch auch, die Szenerie mit einer Fülle neuer Gestalten zu bevölkern, von denen viele historisch sind und durch Klöden überliefert wurden. Dazu zählen Suteminn, der ‚Einspännig‘ ebenso wie die trink- und raublustigen Ritter vom Krüge, Claus von Quitzow, Heyso von Steinfurth und Werner von Holtzendorff. Von Axmann übernommen wurde natürlich Dietrich von Quitzow, der ‚schwarze Dietrich‘, mit seinen Söhnen Dietz und Kuno (die bisher keine besondere Rolle spielten); sein Leibknecht Dietrich Schwalbe erhielt einen neuen Vornamen, um nicht zusätzliche Verwirrung zu stiften. Der knorrige Kaspar Liebenow gefiel Karl May so gut, dass er sogar Axmanns Beschreibung – die auch auf einen alten Trapper passen würde – übernahm. Freilich wird Liebenow erst bei May eine Gestalt aus Fleisch und Blut, ein Vorgänger jener für Mays Amerika-Romane so charakteristischen Westmänner. Suteminn, der bei Klöden nur eine Episodenrolle spielt, wird von May mit einem Hauch des Geheimnisvollen umgeben und zum Gegenspieler Dietrich von Quitzows gemacht.

Leider führte Karl May seinen historischen Roman nicht zu Ende und so bleibt der gewählte Titel rätselhaft: Von „beiden Quitzows“ tritt nur Dietrich handelnd auf. Der bedeutendere Hans von Quitzow und seine Burg Plaue werden kaum erwähnt. Ab Heft 29, also ab Mitte März 1877, lautet die Verfasser-Angabe „begonnen von Karl May, fortgeführt von Dr. Goldmann“. Hier liegt offenbar der Zeitpunkt der Trennung Mays von Münchmeyer aus den in *Mein Leben und Streben* genannten Gründen.

Der Schriftsteller Dr. Heinrich Goldmann (1841-1877), in Liegnitz geboren, wohnte während seiner Dresdener Zeit in der unmittelbaren Nähe des Münchmeyer-Verlags. Die im Verlag Adolf Wolf, Dresden, erscheinende Zeitschrift *Weltspiegel* (ein Blatt, an dem auch Karl May später mitarbeitete) brachte im Herbst 1876 zwei kürzere Erzählungen aus der Feder Goldmanns. Die aus diesen Texten gewonnenen Erkenntnisse über Stilmerkmale Goldmanns lassen vermuten, dass er den Quitzow-Roman erst ab dem 14. Kapitel selbstständig fortgesetzt hat. Das 13. Kapitel mit den für Karl May so typischen Abenteuern um den unterirdischen Schlupfwinkel des ‚Feuerreiters‘ (im vorliegenden Band das Kapitel ‚In der Wendenburg‘) stammt offensichtlich noch überwiegend von May selbst. Es ist anzunehmen, dass May schon aus Kollegialität seinen Nachfolger eingearbeitet und ihm seine Unterlagen zur Verfügung gestellt hat, darunter auch das Quellenwerk K. F. Klödens.

Dr. Goldmann verstarb, sechsunddreißigjährig, am 9. Mai 1877. Während er den Quitzow-Roman noch beenden konnte, wenn auch das Schlusskapitel große Hast verrät, blieb der von ihm ebenfalls fortgesetzte Axmann-Roman *Das Testament des großen Kurfürsten* unvollendet. Der Abschluss stammt aus der Feder eines bisher unbekanntem Autors und erschien erst nach einer Pause von fünf Heften im *Deutschen Familienblatt*.

Ritter und Rebellen muss sich im Wesentlichen auf die von Karl May verfassten Teile des Quitzow-Romans beschränken, was einige Textumstellungen notwendig machte.

Die beiden in sich geschlossenen Erzählungen *Der Falkmeister* und *Wildwasser* waren ursprünglich eigene Handlungsfäden. Sicherlich beabsichtigte May, sie später mit der Suteinn-Geschichte zusammenwachsen zu lassen; da Karl May diesen Plan nicht mehr verwirklichen konnte

(und Goldmanns Lösung unbefriedigend ist), wurden sie aus dem Haupttext herausgenommen.

Die Vorbereitungen für die Neuausgabe im Rahmen der Gesammelten Werke beruhten zum großen Teil auf der Arbeit von Franz Kandolf. Der Schluss der Sutekind-Geschichte mit dem Ende Dietrichs war von Goldmann, abweichend von der historischen Wahrheit, völlig frei hinzuerfunden worden. Kandolfs Neufassung des Schlussabschnitts lehnt sich dagegen an die bei Klöden geschilderte Version an.

Karl Mays Ritterroman, vom Thema her fernab von allen seinen anderen Werken, ist ein gelungenes Beispiel dafür, dass er – wie bei *Der Alte Dessauer*, *Benito Juarez*, *Der sterbende Kaiser* oder *Der Weg nach Waterloo* – vor historischem Hintergrund Gestalten und Ereignisse mit buntem Leben zu füllen verstand.



Redaction, Druck und Verlag von **H. G. Henschel** in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Ruppinerstraße 44; Wien, Josephstadt, Wickenburgstraße 3; Breslau, Alexanderstraße 26;
Dortmund, Döpplerstraße 13.

Fürst und Junker.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von **Friedrich Armann**.

Deutsches Familienblatt erschien in 52 Heften zu je 16 Seiten
von September 1875 bis September 1876.



Redaction, Druck und Verlag von G. G. Müncheyer in Dresden, Jagdweg 14.

Filialen: Berlin, Rappinerstraße 44; Wien, Josephstadt, Wickenburggasse 3; Dortmund, Döppelstraße 6.

Der beiden Auhows letzte Fahrten.

Historischer Roman aus der Jugendzeit des Hauses Hohenzollern von Karl May.¹⁾

Uebersetzung und Dramatisirung wird vorbehalten,
Nachdruck gerichtlich verfolgt.

— 1 —

Suteminn.

Westlich von dem kleinen Ländchen Vellin lag der Hohen. Es war das ein Wald, welcher zu der Zeit, von der wir erzählen, alle Erscheinungen eines nur wenig begangenen Urwaldes bot. Im Sommer, wenn die Strahlen der Sonne ihren Weg durch das dicke Laubwerk nahmen und von den golden und purpurn umsäumten Blättern zitternde Wellen wie sprühende Narfanel um die riesigen Stämme und das knorrige Geste blühten, herrschte hier ein gar rotes, thierisches Leben, denn Bären, Wölfe, Luchse, Schweine, Girsche, Rehe, Füchse, wilde Stagen und anderes Wild trieb zwischen den umgehürzten und modernden Bäumen oder in den von Besinagesträuch und Farrenkräutern verdeckten Vertiefungen sein Wesen, giftige Schlangen lauerten im tiefen, feuchten Moose, und es bedurfte wohl eines nicht gewöhnlichen Mutheß, in diesen wilden Gränden dem edlen Waldwerke abzuliegen. Jetzt aber war es Winter; die mächtigen Eichen, Buchen und Nistern streckten ihre Zweige entblättert in die Luft, und wenn auch eine Decke dichtfliegenden Schnees sich über die kahlen Wipfel und den harigefrorenen Boden legte, konnte man doch leichter als zur schönen Jahreszeit den Wald passiren, da das dicht verschlungene Gewirr der Gesträuche der unerbittlichen Kälte hatte weichen müssen.

Trot man auf der östlichen Seite aus dem Walde

heraus, so gelangte man nach einer kurzen Wanderung über den Bruchboden nach dem Dorfe Dohstow, dessen Häuser mit ihrem halbverwitterten und vom Alter dunklen Lehmwerke wenig einladend von der weißen Schneefläche abstachen.

Es war Abend; der Mond warf seinen ruhig leuchtenden Schimmer zur Erde; ein leiser Lufthauch bewegte die Atmosphäre, und tiefer Frieden lag über die weite Gegend ausgebreitet. Im Dorfe schien Alles schon schlafen gegangen zu sein, denn keines der kleinen Fenster erglänzte von dem flackernden Feuer eines qualmenden Kienpans. Aber doch — dort im Krüge herrschte noch Leben, und zwar ungewöhnlich reges Leben; an der Rückseite desselben standen in einem halb offenen Stalle eine Reihe aufgezäumter Pferde, und durch die geschlossenen Läden konnte man ein lautes Durcheinander von kräftigen Stimmen vernehmen.

Auch das Dorf herab erkündeten jetzt die nahenden Hufschläge eines Pferdes, und bald war ein einzelner Reiter, ein sogenannter Einspänner zu sehen, welcher, vorsichtig Umschau haltend, sich dem Krüge näherte. Es war eine kolossale Gestalt auf einem ebenso gewaltigen Streiftrosse. In der Rechten hielt er eine baumstarke Lanze, unter deren Spitze ein kleines Föhnllein flatterte, dessen Farbe aber bei dem ungewissen Lichte grad so wenig zu erkennen war, wie das Zeichen, welches den mächtigen Schild schmückte, der seine linke Seite bedeckte. Ein ungewöhnlich langes und breites Schwert hing ihm von der Hüfte

¹⁾ Dem von allen Seiten auf uns einklingenden Wünschen unserer verehrten Abonnenten zufolge beginnen wir schon mit der heutigen Nummer diese in No. 49 des „Deutschen Familienblattes“ angekündigte Fortsetzung des Friedrich Armann'schen Romanes „Fähr und Junfer.“ Wir erfüllen unser Versprechen in der Uebersetzung, daß die „letzte Fahrten“ in jeder Besetzung sich des Beifalles der Leser erfreuen werden.

Die Redaction.
19

Die Feierstunden wurden in 56 Heften zu je 16 Seiten
von September 1876 bis Oktober 1877 veröffentlicht.

Suteminn, der Einsame

Nach dem Fall von Friesack

Die Mark Brandenburg atmete auf.

Während der letzten Jahrzehnte hatten in Stadt und Land unhaltbare Zustände geherrscht. Nacheinander im Besitz der Häuser Wittelsbach und Luxemburg, wurde die Mark im Jahre 1388 von König Sigismund, dem späteren Deutschen Kaiser, an seinen Vetter, den Markgrafen Jobst von Mähren, verpfändet. Jobst vermochte der Zerrüttung des Landes keinen Einhalt zu tun, die eine Folge der Angriffe äußerer Feinde und der Übergriffe des einheimischen Adels war. Nach seinem Tod im Jahre 1411 fiel die Mark an Kaiser Sigismund zurück und das mächtigste Adelsgeschlecht der Mark, die Quitzows, gab sich im Stillen der Hoffnung hin, dass nach der langen Fremdherrschaft die Verwaltung des Landes endlich einem bodenständigen Geschlecht – die Quitzows dachten dabei an sich selber – zufallen werde.

Umso größer war ihre und ihrer Anhänger Enttäuschung, als Sigismund 1415 die Hüterschaft des Landes abermals einem Fremden, und zwar dem Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg aus dem Hause Hohenzollern übergab. Der märkische Löwe, Dietrich von Quitzow, schüttelte zornig seine Mähne. Vor einem ‚Hergelaufenen‘, vor einem ‚Nürnberger Burggräflein‘ sollte er sein stolzes Haupt beugen? Fast der ganze einheimische Adel empfand die Ernennung des neuen Markgrafen als eine Zurücksetzung, während freilich die Städte dem neuen Herrn, dem der Ruf eines tapferen und gerechten Mannes vorausgeeilt war, mit freudiger Erwartung entgegensahen.

Und das hatte seinen Grund. Das Bürgertum in den Städten, die Handelsherren, die Handwerker und die kleinen Leute, verlangten nach einem gesicherten Frieden,

um in Ruhe den Pflichten des Alltags und dem geordneten Erwerb nachgehen zu können. Das aber war nicht im Sinn der Adelsgeschlechter. Die Herren von, zu und auf, deren Vorfahren schon vom Genuss ihrer Standesvorrechte, von Krieg und Jagd, von Fron und Zins der unfreien Bauern gelebt hatten, verstanden es nicht, sich in durchaus geregelten Verhältnissen ihr Leben zu zimmern. Und sie wollten das auch nicht lernen. Sie pochten auf ihre ‚verbrieften Rechte‘, betrachteten die Arbeit als unwürdige Knechtespflicht und strebten so aus Eigensucht danach, die bestehenden, nur ihnen genehmen Zustände für alle Zukunft unangetastet aufrechtzuerhalten.

Dagegen ging eine neue Zeit an, die mit dem Faustrecht der Herren aufzuräumen gedachte. Dass die Ritter dieser abhold waren, lässt sich denken. Ebenso gewiss aber war es auch, dass Selbstsucht den Gang der Dinge nicht aufzuhalten vermochte. Und so nahmen denn die Ereignisse ihren Lauf und führten, zumal der Burggraf von Zollern wirklich ein ganzer Mann war, schließlich zur Niederwerfung der eigenmächtigen Adelsgeschlechter in der Mark.

Die Quitzows und ihre Freunde schlossen sich zu einem Bündnis gegen den ihnen aufgedrungenen Markgrafen zusammen. Wenn sie es auch zunächst vermieden, ihm offen den Gehorsam zu verweigern, so ließ ihr Treiben doch keinen Zweifel darüber aufkommen, dass sie nicht gesonnen waren, auf ein einziges ihrer ‚verbrieften Rechte‘ zu verzichten. Trotz des von Friedrich ausgerufenen Landfriedens setzten sie ihre Fehden lustig fort, am liebsten gegen jene, die sich mit der Neuordnung der Dinge abgefunden hatten und zu dem ‚Burggräflein‘ hielten.

So erscheint Dietrich von Quitzow unserer Zeit schlechthin als Schädling und Übeltäter. In Wahrheit aber muss ein Mann wie er aus seiner Zeit heraus beurteilt und verstanden werden. Und es war eine wilde Zeit damals im ‚Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation‘, besonders in

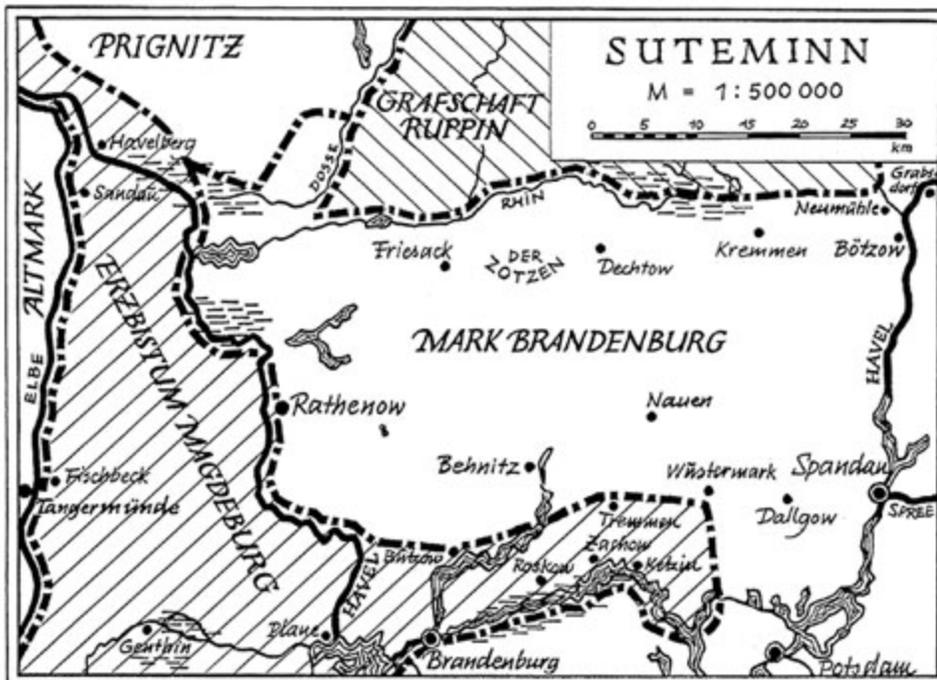
der Mark Brandenburg. Die Nachbarn blickten begehrllich über die märkischen Grenzen herüber, von Mecklenburg und Pommern, von Polen und Sachsen. Gefürchtete Räuber brandschatzten das Land, unter denen der ‚schwarze Dietrich‘ am meisten von sich reden machte. Und der Kaiser war weit! Er hatte mit so vielen Schwierigkeiten im Reich und außerhalb zu kämpfen, dass die Mark bis 1411 sich selbst und Jobst von Mähren überlassen blieb, der zwar ein vergnügter Zecher war, aber nichts zur Befriedung und Beruhigung des Landes beitrug. Kein Wunder, dass ihm die mächtigen Adelsgeschlechter allmählich die Gewalt aus der Hand nahmen, an ihrer Spitze die Quitzows. Von der Besitzergreifung der Macht jedoch bis zu ihrem Missbrauch war es nur ein Schritt. Sie führten ununterbrochen Fehde gegen die Städte, gegen Berlin, gegen Brandenburg, sogar gegen das mächtige Magdeburg. Und lagen sie in Fehde, so war der Kaufmann auf der Landstraße, der Bauer auf dem Felde seines Lebens und Eigentums nicht mehr sicher. Die Quitzows begingen auf Grund ihres ‚ehrlichen‘ Fehderechts manche Tat, die wir - Kinder einer anderen Zeit - als nacktes Strauchrittertum bezeichnen.

Burggraf Friedrich sah dem Treiben in der Mark eine Weile zu. Aber als seine Mahnungen und Warnungen fruchtlos blieben, holte er zum Schlag aus. Die Anhänger der Quitzows bekamen seine Hand zu fühlen, einer nach dem anderen. Ihre festen Burgen wurden erstürmt und sie selber in die Acht erklärt. Die Freunde der neuen Ordnung jubelten, die Feinde zitterten. Und dann kamen die Quitzows selber an die Reihe. Gleichzeitig, damit keiner dem anderen zu Hilfe kommen konnte, belagerte Friedrich die Burgen der Brüder Hans und Dietrich. Die versprochene Hilfe der Herzöge von Pommern blieb aus. Plaue, die Burg des Hans von Quitzow, fiel mit dem Burgherrn in die Hände des Belagerers, und ebenso schoss die ‚faule Grete‘, das neuartige Belagerungsgeschütz des

Markgrafen, so gewaltige Breschen in die Mauern des für uneinnehmbar gehaltenen Friesack, der Burg des Dietrich von Quitzow, dass der Burgherr allen Ernstes daran dachte, seine Person durch die Flucht in Sicherheit zu bringen.

So standen die Dinge bei Beginn dieser Erzählung.

*



Westlich von dem kleinen Ländchen Bellin lag der Zotzen. Das war ein Wald, und zwar noch ein regelrechter Urwald. Im Sommer, wenn die Sonnenstrahlen ihren Weg durch das dichte Laubwerk nahmen und von den golden und purpurn umsäumten Blättern zitternde Strahlenblitze um die riesigen Stämme und das knorrige Geäst zuckten, herrschte hier ein reges tierisches Leben; denn Bären, Wölfe, Luchse, Wildschweine, Hirsche, Rehe, Füchse, Wildkatzen und anderes Getier trieben zwischen den umgestürzten, modernden Bäumen oder in den von Farnkräutern verdeckten Vertiefungen ihr Wesen. Giftige Schlangen lauerten im tiefen, feuchten Moos, und es

bedurfte eines nicht gewöhnlichen Mutes, in diesen wilden Gründen dem edlen Waidwerk nachzugehen. Jetzt aber war es Winter. Die mächtigen Eichen, Buchen und Rüstern streckten ihre Zweige entblättert in die Luft, und wenn auch eine dichte Schneedecke über den kahlen Wipfeln und dem hart gefrorenen Boden lag, konnte man doch leichter als zur schönen Jahreszeit den Wald durchqueren, da das eng verschlungene Gewirr der Blätter und Ranken der unerbittlichen Kälte zum Opfer gefallen war.

Trat man auf der östlichen Seite aus dem Wald heraus, so gelangte man nach einer kurzen Wanderung über den Bruchboden nach dem Dorf Dechtow, dessen niedrige Häuser mit ihrem halbverwitterten und vom Alter gedunkelten Lehmwerk wenig einladend von der weißen Schneefläche abstachen. -

Es war Abend, der Mond warf seinen ruhig leuchtenden Schimmer zur Erde. Ein leiser Hauch bewegte die Luft und tiefer Frieden lag über die weite Gegend ausgebreitet. Im Dorf schien fast alles schon schlafen gegangen zu sein; aus keinem der kleinen Fenster mehr leuchtete der Flackerschein eines qualmenden Kienspans. Nur im ‚Krug‘ herrschte noch Leben. An der Rückseite standen in einem halb offenen Stall eine Reihe aufgezäumter Pferde und durch die geschlossenen Läden konnte man ein lautes Durcheinander von kräftigen Stimmen vernehmen.

Durch das Dorf herab ertönte jetzt nahender Hufschlag und bald tauchte ein einzelner Reiter auf, ein sogenannter Einspännig, der sich, vorsichtig Umschau haltend, dem ‚Krug‘ näherte. Es war eine große, kräftige Gestalt auf einem ebenso gewaltigen Streitross. In der Rechten hielt er eine starke Lanze, unter deren Spitze ein kleines Fähnlein flatterte, dessen Farbe aber bei dem ungewissen Licht genauso wenig zu erkennen war wie das Zeichen des mächtigen Schildes, der die linke Seite des Mannes bedeckte. Ein ungewöhnlich langes und breites Schwert

hing ihm von der Hüfte nieder und ein doppelschneidiges Messer, ‚Gnadegott‘ geheißen, war in lederner Scheide durch eine Kette an dem starken Leibgurt befestigt.

Mit einem raschen Sprung war der Reiter vom Pferd, einem Falben von kräftigem Gliederbau. Dann trat er lauschend an einen der Läden.

„Das sind Kriegsgurgeln, die sich da drin hören lassen“, brummte der Einspännig. „Sicherlich ist kein Ritter dabei, sonst wäre nach löblichem Schick und Brauch eine Wache ausgestellt. Ich muss doch sehen, was für eine Farbe sie tragen. Babieca, bleib fein ruhig stehen; ich will meine Lanze an dich lehnen!“

Als hätte das Tier den Mann verstanden, so streckte es die Glieder in eine bequeme Stellung und wandte nur leicht den Kopf, um seinem Herrn in den Hausflur nachzublicken. Er öffnete die Tür und erblickte nun eine Anzahl reisiger Knechte, die sämtliche Tische besetzt hielten. In der hinteren Ecke erhob sich die knochige, hagere Gestalt eines alten Wachtmeisters und trat ihm entgegen.

„Mit Verlaub, Herr Ritter, wollt Ihr uns wohl Euren Namen sagen? Wir haben Euch nicht kommen hören, und es sind gar schlimme Zeiten.“

Wirklich trug der Eingetretene keine Farben, an denen er zu erkennen gewesen wäre, aber seine aus blau angelaufenem Stahl gefertigte Rüstung war von so eigentümlicher und zugleich vorzüglicher Arbeit, dass sie recht gut als Merkzeichen dienen konnte, und als ihr Träger statt aller Antwort den Schild hob, der einen Amor mit gespanntem Bogen zeigte, wich der Frager mit einer Ehrerbietung zurück, wie man sie nur hervorragenden Persönlichkeiten zu erweisen pflegt. Und der Wirt, der den Vorgang beobachtet hatte, öffnete die Tür zu einem besonderen Nebengemach, wohin sich der Fremde nun schweigend verfügte. Erst hier redete er den Wirt an und deutete dabei hinter sich nach der großen Schankstube.

„Das sind ja Leute des Ritters Nymand von Löben! Was tun sie hier hinter dem Zotzen?“

„Sie kehren von einem Streifzug heim und wollen noch heute ins Lager vor Friesack zurück“, gab der Wirt Bescheid.

„Also ist es wahr, dass der Markgraf vor Friesack liegt, wie ich hörte?“

„Ihr müsst hier sehr fremd sein oder von sehr weit herkommen, dass Ihr von dieser Fehde nichts Bestimmtes wisst!“

„Ich komme aus dem Land Preußen“, lautete die Antwort, „wo das schwarze Kreuz des deutschen Ritterordens starker Arme bedarf. Doch gebt mir einen Trunk, aber einen guten, wie es sich geziemt, und dann führt mein Pferd in den Stall! Babieca braucht Pflege und Erholung.“

Der Wirt tat, wie ihm geheißen. Unterdessen saßen die Reisigen in dem rauchigen Schankzimmer und unterhielten sich mit gedämpften Stimmen über den Fremden.

„Und ihr wisst wirklich nicht, wer er ist?“, fragte der Wachtmeister. „Obwohl ihr den nackten Buben mit dem Pfeil gesehen habt, der auf seinen Schild gemalt ist!“

„Wir kennen hier nicht jeden Rittersmann, weil wir aus dem Land Schwaben sind“, entschuldigte sich einer der Angeredeten.

„Das ist wahr. Aber wenn ihr ihn auch noch nicht gesehen habt, so kennt ihr doch gewiss seinen Namen, denn der ist bekannt fast über die ganze Erde und noch drei Meilen darüber hinaus. Er heißt Sutekind.“

„Sutekind?“, rief es überrascht im Kreise.

„Gewiss haben wir von dem gewaltigen Kämpfen gehört, dem keiner gleichen soll, so viele sich auch mit ihm gemessen haben. Erzähl uns von ihm, von seinem Leben und seinen Taten!“

„Ja, von dem, was er hierzulande getan, lässt sich wohl viel erzählen, nicht aber von seiner Abstammung und von

seinen Abenteuern in fernen Ländern. Er war bei den Russen und Normannen, bei den Dänen und Friesen, im Land der Franken und Welschen, ja sogar bei den Türken und Tataren soll er gewesen sein; doch von seinen Taten dort weiß man nichts, denn er zieht stets einspännig aus und keiner hat ihn jemals in Begleitung eines Knappen getroffen.“

„Die werden seine Burg bewachen.“

„Seine Burg? Er hat keine. Er wohnt zu Tangermünde in einem kleinen Häuschen, das rings von einer Mauer umgeben ist, sodass kein Auge sehen kann, was in seinem Hausfrieden vor sich geht. Aber wunderbare Dinge mögen das wohl sein, denn des Nachts steigen feurige Gluten aus dem alten Schornstein und oft kommen seltsame glühende Gestalten geflogen und tanzen um das baufällige Dach. Dann erhebt sich hinter der Mauer ein Lärm, als ob da ganze Heere Gewappneter miteinander kämpften. Mächtige Fußstritte stampfen die Erde, Schwerter klirren und klingen, Panzer rasseln, Pferde wiehern, Hunde heulen und bellen, und jedermann flieht das Haus, in dem die höllischen Geister ihr Wesen treiben. Doch er hegt nicht etwa die schwarze, sondern die weiße Zauberkunst und...“

„Die weiße? Was für eine Kunst ist das?“

„Bei der schwarzen Magie gehört bekanntlich die Seele dem Teufel, der dafür dem Hexenmeister eine bestimmte Zeit lang in allem Schlimmen dienstbar sein muss. Wer sich aber auf die weiße Zauberkunst versteht, der zwingt den Leibhaftigen, Gutes auszuführen. Und weil der Böse dafür nichts bekommt, so könnt ihr euch denken, dass er sich mit seinen Gesellen gewaltig dagegen sträubt und des Nachts einen Höllenlärm vollführt. Wer die weiße Magie ausübt, der hat Macht über alle guten und bösen Geister, über Leben und Tod, über Hab und Gut, und kann alles vollbringen, was Gott und den heiligen Engeln wohlgefällig ist. Deshalb ist Sutekind ein so gewaltiger Ritter und zugleich ein Gelehrter, dem nichts verborgen ist in den

sieben Reichen der Unterwelt. Er kann das Wetter machen und den Sonnenschein, die giftigen Dünste vertreiben und alle Krankheiten heilen; er fängt den Bären mit der bloßen Hand und spaltet einem Gewappneten den Kopf bis herunter auf die Brust und auch noch weiter, wenn er will; seine Haut ist fest wie Eisen und durch seine Rüstung dringt weder Schwert noch Dolch. Er ist keinem Menschen Untertan und niemand, kein Herzog und kein Fürst, darf ihn zu einem Heereszug entbieten; er kommt, wenn er will, von selbst, und die Seite, auf die er sich stellt, gewinnt den Sieg.“

„Aber wer bewacht sein Haus, wenn er auf Fahrten ausgezogen ist?“

„Es wird von seinen Geistern behütet, die es in allerlei menschlichen und tierischen Gestalten umschwärmen. Bald hinkt ein altes, triefäugiges Weib aus dem kleinen Tor hervor, bald erblickt der kühne Lauscher dort ein wunderliebliches Mädchen, das sich aber sofort in einen riesigen Köter verwandelt und mit gefletschten Zähnen auf ihn losstürzt, bald tritt ein schöner Jüngling durch die Pforte, um im nächsten Augenblick spurlos zu verschwinden; bald erblickt man ein runzelvolles Greisenangesicht an der Mauerscharte. Aber wehe dem, der bei solchen Begegnungen an Sutebins Haus nicht schleunigst umkehrt und flieht! Er wird in ein Tier verwandelt, um seine Neugier zu büßen.“

In diesem Augenblick wurde der abergläubische Erzähler von einer Hand unterbrochen, die mit kräftigen Schlägen von außen an den Laden klopfte. Eine tiefe, volltönende Stimme rief nach dem Krugwirt, und der Schänke eilte hinaus, um die Wünsche des nächtlichen Gastes zu erfragen.

„Wer ist's?“, begehrte der Wachtmeister zu wissen, als der Wirt wieder in die Stube trat.

„Ein Rittersmann“, antwortete der Gefragte, „der es eilig hat. Er will nur seinen Durst löschen und dann

weiterreiten.“

„Hast du ihn erkannt?“

„Er hat sich tief verhüllt. Fast scheint es einer von den Quitzowschen zu sein.“

„Von den Quitzowschen? Dann ist er geflohen oder bei dem heutigen Kampf entkommen. Macht euch in die Höhe, ihr Mannen! Ich will mir den Burschen einmal besehen, und wenn es einer der Feinde ist, so werde ich euch rufen. Geht leise durch die Hinterpforte zu euren Pferden! Zu Fuß ist einem Berittenen nur schwer beizukommen.“

Der Wachtmeister steckte einen der um den Herd aufgespeicherten Kienspäne in Brand und trat damit vor die Tür. Mit der einen Hand den Zügel des fremden Pferdes erfassend, leuchtete er mit der anderen empor. Kaum hatte er das Gesicht des Reiters erblickt, so warf er die Leuchte von sich und riss das Schwert aus der Scheide.

„Grüß Euch Gott, Ritter Dietrich! Was habt ihr von Friesack hier zu schaffen?“

Schon blitzte auch das Schwert des Angeredeten durch die Luft, und es hätte sicher den Kopf des Wachtmeisters getroffen, wenn dieser nicht schneller beiseite gesprungen wäre und durch einen Ruck an den Zügeln das Pferd zum Aufbäumen gebracht und somit den Hieb unsicher gemacht hätte.

„Herbei, herbei, ihr Leute!“, rief er dabei mit laut schallender Stimme. „Ritter Dietrich von Quitzow ist zu fangen!“

Er bezahlte diesen Ruf mit dem Leben, denn ein zweiter Hieb Dietrichs traf besser und streckte ihn lautlos in den Schnee.

Aber schon waren die anderen zur Stelle und hieben, den Ritter umzingelnd, auf ihn ein.

„Ergebt Euch!“, wurde ihm zugerufen. „Ihr seht, dass wir in der Übermacht sind!“

„Ergeben?“, lachte Dietrich grimmig, riss sein Pferd empor und warf es, mit mächtigen Schlägen sich

verteidigend, im Kreise herum. „Da habt ihr meine Antwort! Fahrt zur Hölle, ihr feilen Knechte!“

Einer nach dem anderen sank unter seinen wuchtigen Hieben vom Pferd, während es keinem von ihnen gelang, dem Ritter eine Wunde beizubringen. Und eben wandten die beiden letzten ihre Tiere, um sich dem Unwiderstehlichen durch die Flucht zu entziehen, als ein neuer Streiter auf dem Platz erschien.

Es war Sutekind. Er hatte in seinem Stübchen den lauten Ruf des Wachtmeisters vernommen und war zu seinem Pferd geeilt, um sich an dem Kampf zu beteiligen. Um die Ecke des Hauses biegend, erkannte auch er Dietrich von Quitzow und bemerkte, dass dieser ohne Begleitung war.

„Holla!“, rief er „Hat sich der Fuchs aus seinem Bau gewagt? Hier ist einer, mit dem er sich wohl messen mag! – Ihr seid ohne Lanze, Ritter? Gut, fechten wir nach ritterlichem Schick und Brauch!“

Er warf die seinige von sich, riss das Schwert heraus und drängte seinen Falben an Dietrichs Rappen.

„Sutekind!“, rief Quitzow, und der Ton seiner Stimme verriet seine Betroffenheit über das Erscheinen dieses Feindes.

„Ja, hier ist Sutekind, der heute beginnen will, Rechnung von dir zu fordern, Dietrich!“

Quitzow nahm sein Pferd zurück.

„Halt ein, Otto! Ich kreuze mein Schwert nicht mit dem deinigen!“

„Fürchtest du dich? Steh fest und wehre dich!“

„Nein! Ich mag dein Leben nicht!“

„Du magst es nicht? Es ist dir wohl nichts wert, weil du mir schon alles andere nahmst? Doch tröste dich, du wirst es auch nicht bekommen! Ich sage: Wehre dich, sonst schlage ich dich nieder!“

Dietrich fing einen furchtbaren Hieb seines Gegners auf und rief:

„Warum begannst du nicht früher dein Rachewerk? Wusstest du mich nicht zu finden?“

„Du hattest der Feinde genug, die dich mir festhielten. Jetzt, da du entrinnen willst, ist meine Zeit gekommen und ich trete in die Lücke. Wehre dich, Mann! Es ist nicht im Scherz gemeint!“

„Gut denn, so fahre hin! Du willst es nicht anders!“

Sich in den Bügeln aufrichtend, ergriff Dietrich das Schwert mit beiden Händen und schwang es zu einem vernichtenden Streich gegen Sutekind. Der aber parierte mit seinem Schild, als sei der Hieb von einem schwachen Knaben geführt worden, und schlug im nächsten Augenblick Dietrich die Waffe aus der Hand, sodass sie weit über das Feld hin flog.

„Hier siehst du deinen Meister. Ergib dich oder stirb!“

„Keins von beiden“, keuchte Dietrich. „Wehr dich!“

Er hatte seinen ‚Gnadegott‘ aus dem Gürtel gerissen und stieß mit kräftiger Faust nach seines Feindes Brust. Aber die Klinge prallte von dessen fester Rüstung ab.

„Das war gut gemeint, Dietrich; hier hast du meinen Dank!“, rief Sutekind. Er ließ das Schwert sinken, zog den zweischneidigen Dolch aus der Scheide und wollte damit auf Quitzow eindringen. Der Ritter jedoch, aller Waffen beraubt, wandte seinen Rappen und ergriff die Flucht.

„Hallo, Herr Dietrich von Quitzow, festgestanden, wie sich's geziemt!“, schrie Sutekind, während er sich blitzschnell vom Pferd schwang, um die weggeworfene Lanze zu ergreifen. Wieder aufsitzend, stemmte er den Speer in die Seite und stürmte wie ein Rachegeist dem Davonjagenden nach.

„Halt, Verräter, Mörder, Frauenräuber!“, klang es dabei mit donnernder Stimme hinter dem herabgeschlagenen Helmgitter des Verfolgers hervor.

Mit Anstrengung aller Kräfte floh der Rappe über den aufwirbelnden Schnee dahin. Dietrich von Quitzow kannte seinen Gegner und wusste, dass er verloren war, wenn er

eingeholt wurde. Mit Schmeichelworten und ermunternden Zurufen suchte er sein Ross zur Ausdauer zu bewegen und warf sogar, um die Last zu verringern, den Schild von sich. Aber stetig und unerbittlich rückte ihm der Gegner näher; der Falbe war dem Rappen überlegen, die starken Glieder trugen den langgestreckten und fast den Boden berührenden Leib wie im Spiel dahin. Bäume und Sträucher schwanden wie Schattenbilder hinter den beiden Reitern, die nun lautlos, aber mit Aufbietung aller Kunst und Geschicklichkeit dahinjagten.

Jetzt tauchte zu beiden Seiten des Weges der Hochwald auf. Knolliges Wurzelwerk durchbrach den Boden und machte den Ritt immer gefährlicher. Aber unaufhaltsam ging es vorwärts, immer kleiner wurde der Abstand zwischen ihnen, immer kürzer wurden die Sprünge des Rappen, immer weiter die mächtigen Sprünge des Falben, dessen Sehnen aus Stahl geformt zu sein schienen. Das brave Tier schien zu wissen, dass es um Ungewöhnliches ging; der Grimm, der die Muskeln seines Herrn spannte, funkelte auch aus des Pferdes großen, dunklen Augen, und die tiefen Laute, die seinen dampfenden Nüstern entstiegen, waren nicht Zeichen der Ermüdung, sondern der Begeisterung, mit der das edle Tier dem Schenkeldruck seines Reiters gehorchte.

So ging es fort über Stock und Stein, weiter, immer weiter, bis Dietrich endlich spürte, dass die Kräfte seines Pferdes sich erschöpften. Jetzt gab es nur noch einen Rettungsweg: die Flucht zu Fuß durch das Dickicht. Und schon war er im Begriff, den Zügel anzuziehen, als plötzlich seitwärts ein Ruf ertönte, der ihn freudig aufjauchzen ließ.

„Hie Quitzow!“, erscholl es aus einem Dutzend kräftiger Kehlen und ebenso viele Reiter drängten sich aus dem dunklen Unterholz heraus und zwischen ihn und seinen Gegner, der, keinen Augenblick stutzend, mit eingelegter Lanze mitten unter sie hineinfuhr und sich im nächsten Augenblick im Handgemenge mit ihnen befand.

„Ha, seid ihr Mannen Holtzendorffs? Herr Werner wird die Zeche zahlen müssen!“, rief er, mit dem Schwert unter den Knechten aufräumend, sodass einer nach dem anderen vom Gaul stürzte.

Es war wirklich, als hätten die Waffen der anderen keine Macht über ihn und als wüchse seine Kraft mit jedem Schlag, den er austeilte. Aber trotz alledem sah er nur zu gut, dass Dietrich ihm inzwischen entwischt war. Denn der Quitzow war schon längst mit einem der Reiter verschwunden; und dieser eine war Werner von Holtzendorff, der die Nacht hatte benutzen wollen, um sich mit Hilfe eines Streifzugs von der Lage Friesacks zu überzeugen, und bei dieser Gelegenheit auf seinen Freund Dietrich von Quitzow gestoßen war.

Er hatte das Nahen der Reiter bemerkt und sich mit den Seinen hinter die Büsche zurückgezogen. Trotz der Schnelligkeit des Ritts und der nichts weniger als rühmlichen Lage, in der er den Ritter erblickte, war Quitzow doch sofort von ihm erkannt worden und schnell hatte er seinen Reisligen den Befehl erteilt, sich zwischen die beiden zu werfen. Auf solche Weise war es ihm gelungen, Ritter Dietrich von seinem Bedränger zu erlösen, und jetzt trabte er mit ihm wohlgenut über Kremmen auf Schloss Bötzwow zu. Durch eine Seitenpforte gelangten die beiden ins Haus, unbemerkt vom Gesinde. -

Unterdessen war auch der Kampf zwischen Suteinn und den Knechten Werners von Holtzendorff beendet. Sobald die Knappen bemerkten, dass ihr Herr mit dem Ritter in Sicherheit war, brachen sie den ungleichen, aber für sie dennoch gefährlichen Streit ab und zogen sich eilig zurück. Die verwundeten Kameraden ließen sie auf dem Kampfplatz, um sie erst dann abzuholen, wenn der gewaltige Kämpfer, dem ihre Überzahl nichts hatte anhaben können, den Ort verlassen hatte.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Sutekind, der einsah, dass eine Verfolgung Dietrichs jetzt zu nichts führen könnte, entschloss sich umzukehren. Langsamem Schrittes ritt er zurück. War ihm der Quitzow heute auch entgangen, so wusste er doch, dass er ihn später wieder treffen würde, und dann – das nahm er sich vor – sollte ihm der Feind nicht wieder entrinnen. –

Es war schon gegen Morgen, als er Dechtow wieder erreichte. Der Wirt hatte sich der Toten und Verwundeten angenommen und Sutekind versprach, ihm vom Lager des Markgrafen aus Hilfe zu senden. Sodann trabte er, seinen Weg durch den Zotzen nehmend, auf Friesack zu.

Als er dort ankam, bemerkte er unter dem Kriegsvolk eine lebhaftere, freudige Bewegung und erfuhr auf sein Befragen, dass man in der Nacht durch einen unterirdischen Gang in das Schloss eingedrungen sei und die Feste überrumpelt und genommen habe. Friesack war sofort besetzt worden; Frau Elisabeth, die Gattin des Dietrich von Quitzow, erhielt mit ihren Kindern und all ihrem Eigentum freien Abzug bewilligt. Auch die Leute Dietrichs durften ohne Waffen abziehen mit dem, was sie auf dem Leib trugen, und vorher wurde ihnen sogar noch ihr Sold ausgezahlt.

Eben jetzt öffnete sich das Tor und die Zugbrücke fiel nieder. Langsam und still, gleich einem Trauerzug, bewegten sich die Freigelassenen den Schlossberg hinab. Voran fuhren zwei Wagen; der eine war mit dem Eigentum der unglücklichen Frau beladen, auf dem anderen saß sie selbst mit den Ihrigen, und hinter ihnen folgten betrübt und niedergeschlagen die waffenlosen Knechte. So ging es zwischen den versammelten Heerführern und wehrhaften Scharen der Sieger hindurch. Die Anführer grüßten die Frau des einst so mächtigen Oberhauptes der märkischen Ritterschaft achtungsvoll, aber die rohen Krieger sandten ihr manches Schimpfwort, manche Spottrede nach,

wodurch ihr die traurige Lage, in der sie sich befand, noch fühlbarer wurde. Nahe am Weg, auf dem Windmühlenberg, stand die ‚faule Grete‘, die große Donnerbüchse, der vorzugsweise der Fall Friesacks wie auch der übrigen eroberten Burgen zu verdanken war. Elisabeth wandte die tränenverschleierte Augen von der furchtbaren Kriegsmaschine ab.

Erst von einem der Hügel, über die ihr Weg führte, warf sie in Trauer und Wehmut noch einen letzten Abschiedsblick zurück nach dem gewaltigen, jetzt halb in Trümmern liegenden Bau des Schlosses, in dem sie die glücklichsten Jahre ihres Lebens verbracht hatte. In blauen Nebel gehüllt und nur noch in blassen Umrissen erkennbar, lag es wie eine Erinnerung an längst verschwundene schöne Zeiten vor ihr. Mit stillem Ingrimm standen ihre beiden Söhne an ihrer Seite und auch mancher der Kriegsknechte ballte die harte, knochige Faust und hob drohend den Arm gegen die fröhlich im Lager sich tummelnden Sieger.

Da der Weg sich jetzt abwärts senkte, war der Frau die Stätte ihrer letzten Leiden bald entschwunden und nun ließ sie abermals halten, um sich von den einstigen Untergebenen ihres ritterlichen Gatten zu verabschieden. Es wurde dabei nicht viel gesprochen, aber die blitzenden Augen und die finsternen Mienen der Scheidenden redeten ebenso deutlich wie Worte, während man der Herrin, die sich in Begleitung von vier markgräflichen Reitern nach Burg Teupitz begab, wehmütig nachschaute. Das Gesinde der Quitzows verstreute sich nun in alle Lande, doch im Herzen eines jeden von ihnen lebte die frohe Hoffnung, Ritter Dietrich möchte bald wieder zu Macht gelangen und ihrer Arme bedürfen. Dann, ja dann wollten sie all den Schimpf der Niederlage mit vielfachen Zinsen heimzahlen.

Suteminn hatte, an einer einsamen Stelle sein Ross haltend, dem Schauspiel zugesehen und bog jetzt nach der Gegend ein, wo er das Zelt des Grafen Ulrich von Lindow, der die Belagerung geleitet hatte, erblickte. Manch froher Ruf, mancher stumme, aber achtungsvolle und ehrerbietige Gruß wurde ihm auf seinem Ritt durch die langen Lagergassen zuteil, und als er vor dem Zelt des Grafen anlangte, trat dieser soeben heraus und rief den alten Kämpen freudig überrascht an.

„Suteminn, Ihr kommt zur glücklichen Stunde! Steigt ab und tretet näher! Unser gnädigster Herr ist heute selber hier zugegen und gab mir soeben den Auftrag, den Tapfersten und Zuverlässigsten aus der Schar unserer Ritter auszuwählen, um ihm die Ausführung eines sehr wichtigen Auftrags anzuvertrauen. Keiner von allen aber ist es so wert wie Ihr, das Vertrauen Seiner Gnaden zu genießen, und so bitte ich Euch, den hohen Herrn zu begrüßen!“

Suteminn gehorchte, doch seine Züge blieben ernst, und mit keinem Blick verriet er, ob er sich von der höflichen Rede des Grafen geschmeichelt fühlte.

„Wohl, es sei! Ich will dem Herrn Markgrafen meinen ehrerbietigen Gruß bringen. Aber ob ich mich zu seinen Diensten stellen kann, das vermag ich noch nicht zu sagen.“

Er folgte dem Grafen ins Zelt.

Dort saß auf einem Feldstuhl Markgraf Friedrich, den Rücken dem Eingang zugekehrt, ein Mann von hoher Gestalt, mit hellem Blick und energischen Zügen. Auf seiner Stirn lagen zumeist strenge Falten, aber sein Mund konnte, wenn es an der Zeit war, auch freundlich und wohlwollend sprechen. In den Händen hielt er einen Brief, den er soeben gelesen zu haben schien, und in seinem Gesicht war deutlich die Freude zu erkennen, die ihm der Inhalt verursachte. Beim Eintritt der beiden Männer drehte

er sich um und sprang beim Anblick Sutebins überrascht auf.

„Willkommen, Ritter, hier im Lager!“, rief er, dem Angeredeten mit gewinnender Herzlichkeit die Hand entgegenstreckend. „Eure Gegenwart will uns mit froher Hoffnung erfüllen, dass ein schwieriges Werk gelingen wird, für dessen Ausführung unser lieber Graf Lindow uns den passenden Mann suchen wollte. Doch sagt, wo kommt Ihr her? Es ist eine geraume Zeit, dass wir Euch nicht begegnet sind!“

Es entspann sich zwischen den drei Männern ein Gespräch, dessen Inhalt von Wichtigkeit sein musste, wie schon der leise Ton bewies, in dem es geführt wurde. Am Ende erhob sich der Markgraf von Neuem.

„Jetzt wisst Ihr alles, Ritter, und nun lasst uns hören, ob Ihr uns die Ausführung unseres wichtigen Vorhabens zusagen wollt!“

Der Gefragte streckte dem Fürsten die Rechte entgegen.

„Hier meine Hand, mein Fürst, dass ich's tue, und was ein Mann vermag, das soll geschehen!“

„Wohl“, nickte der Markgraf, „tut alles, was Ihr wollt! Den Ritter Dietrich aber überlasst für jetzt uns selber! – Vor allem mache ich Euch auf Schloss Garlosen und die Ritter vom Krug aufmerksam. Es sind unruhvolle Geister, die uns noch oft zu schaffen machen werden. Jetzt aber geht und ruht Euch aus! Der Graf wird für Euer leibliches Wohl Sorge tragen.“

In Begleitung des Genannten verließ Sutebins das markgräfliche Standlager und bald war auch für ihn ein Zelt errichtet, worin er sich ausruhen konnte von dem Abenteuer der vergangenen Nacht. –

*

Wo jetzt im Kreise Nieder-Barnim nördlich von Berlin die Stadt Oranienburg zu finden ist, lagen früher Schloss und

Dorf Bötzwow an der Havel, und dort hauste zu der Zeit, von der wir berichten, Herr Werner von Holtzendorff. Er war ein mannhafter Ritter, wacker im Streit, bieder und treu von Charakter und nur etwas jähzornigen Gemüts. Er hatte stets zu den Quitzows gestanden, die sich in aller Not und Fährlichkeit auf ihn verlassen konnten, und wir haben gesehen, wie er Herrn Dietrich in jener Fluchtnacht bei Dechtow getroffen, ihn gegen seinen Verfolger in Schutz genommen und nach Bötzwow in Sicherheit gebracht hat.

Aber diese Sicherheit war nur vorübergehend, denn im Allgemeinen besaßen die Quitzows in der Gegend um Bötzwow mehr Feinde als Freunde und selbst unter den Holtzendorffschen Knechten gab es einige, auf die er sich in dieser Hinsicht nicht verlassen konnte. Deshalb war es Herrn Werner lieb, dass er mit Ritter Dietrich unbeobachtet in das Schloss gekommen war, wo sich der Flüchtling augenblicklich seiner ritterlichen Kleidung entledigen und das Gewand eines gewöhnlichen Reisigen anlegen musste.

„Es will mir wenig behagen, dass ich aus Furcht vor niedrigen Leuten in diese Lappen fahren soll“, sagte Herr Dietrich während dieser Beschäftigung mürrisch. „Aber wenn ich mein Leben schonen und mir die Freiheit bewahren will, muss ich mich drein schicken. Ich bin schlimmer dran als der ärmste Bettler, denn ich habe nicht nur Hab und Gut verloren, sondern bin auch von den Meinigen geschieden, bin vogelfrei und geächtet. Aber ich hoffe zu Gott, dass die Zeit kommt, da ich meine Feinde mit der Schärfe des Schwertes aufs Haupt schlage. Noch stehen mir mächtige Freunde zur Seite. Zu denen werde ich gehen, um mir ihre Hilfe zu sichern, und dann, Herr Werner, werde ich Euch belohnen können für die Treue, die Ihr mir auch heute wieder bewiesen habt.“

„Sprecht nicht von Lohn, Herr Dietrich!“, antwortete Werner, während er einen gewaltigen Humpen mit Bier füllte, das er der Sicherheit wegen selber aus dem Keller